

17]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

„Seht, da kommen andere Leute!“ sagt Per.
Es ist ein alter blaugestrichener Schlitten mit vorne gebogenem Schnabel und gelben und roten Verzierungen. Die Glocken tönen über all die anderen hinweg und haben einen ganz besonders schönen Klang.

„Er sieht zwar etwas altmodisch aus, aber er ist ein rechter Mann, ein Freund der kleinen Leute . . .“

„Dort kommen zwei ganz Weikel“ ruft eins der Kinder.
„Dies hier ist Jörgensen von Fruensgaard; er ist ziemlich flott aufgetakelt und könnte wohl etwas windig aussehen, aber er gehört meiner Seele zu den besten.“

Die Leute aus dem Norden und Nordwesten, Verwandte und Bekannte hatten sich nach Jörgensens Idee versammelt, um in geschlossener Reihe zum Hoibyhof zu gehen, wo der Hoibyhönig seinen jährlichen Geburtstag feierte.

Die hübschen, wohlgepflegten Pferde, die in Pelz gekleideten Gestalten, die strahlenden Schlitten — der ganze Aufzug flog wie ein Traum an dem armen Moorhause vorbei und ließ nur den leisen Klang der Glocken in der Luft zurück.

Dann herrschte wieder die beißende Kälte in dem leeren, armseligen Raum.

Auf einmal verschwand der strahlende Sonnenschein, und der Tag lag bläulich da in stahlblanker Kälte.

Per stand noch immer wie eine Statue da und starrte hinaus.

„Wir müssen dorthin ziehen, Sophie,“ sagte er, „dort nach dem Süden, hinter die Höhen.“

„Ach,“ antwortete sie apathisch, „es ist, weiß Gott, alles ganz gleichgültig. Sie stopfte hastig und unordentlich ihr Haar unter das Kopftuch. „Das wird doch gewiß niemals anders.“

Und nachdem sie eine Weile gefessen hatte, sagte sie in dem Ton eines martigen, verzogenen Kindes: „Und ich habe es doch schon so oft gesagt, daß ich hier nicht weg will. Ich will nicht von hier fort, ich will nicht!“

Per saß noch immer stumpf da und starrte gen Süden hinaus.

Und da erblickte er in der bläulichen Dämmerung am südlichen Horizont die Gestalt eines einsamen Wanderers.

Er schritt hastig vorwärts.

Laut und deutlich hörte man auf den Wiesen und Gräben das Eis krachen.

Und durch dieses krachende Eis kam er näher und näher.

Es lag etwas merkwürdig Schreitendes in seinem Gang, als sei er von einem Gedanken beseelt, der ihn vorwärts triebe.

Eine Strecke vom Hause entfernt, hielt er inne und stand einen Augenblick still, es war, als spüre er an sich selber, wie er vorwärts getrieben werde.

Dann schlug er den Fußsteig ein, der zu Pers Hütte führte.

Es war ein schlanker, kräftig gebauter Mann mit einem kindlichen Antlitz, einem unschuldigen Mund und weißen Zähnen.

Er grüßte, und nach einem hastigen Rundblick im Raume schritt er direkt auf das Bild des Sozialistenführers zu.

„Warum habt Ihr dies hier aufgehängt.“

„Weil es ein Mann ist, den ich schätze,“ antwortete Per.

„Bist Du Sozialdemokrat?“

„Ja,“ antwortete Per und blickte den Fremden etwas kritisch an.

„Ach ja, es existieren viele unschuldige Menschen — aber Du glaubst also! — siehst Du, mein Freund, das ist nur wieder der Kapitalismus in anderer Weise. Nein, das Geld muß ganz aus der Welt verschwinden . . .!“

Per dachte, daß der Mann wohl nicht ganz normal sei. Und doch sah er so gut und klug aus, schien es ihm.

„Sie flüchten und sie flüchten, ach, es ist alles Stüdwerk! — Nur die Revolution kann uns erlösen! Politik! Politik!“

wiederholte er mit verächtlichem Nachdruck. „Das bedeutet,

ob dieser Reichstagsabgeordnete sein Mandat behalten kann, oder ob jenes Blatt unterstützt werden muß, oder ob diese Macht anhalten wird, oder ob es so recht gelingen wird, jenen Widerfacher zu beseitigen — aber die Idee ist es nicht, es ist nicht das Glück der Menschen, der lebenden Seelen, um das es sich handelt.“

Welch schönen Klang seine Stimme hatte! Es schien Per fast, als sei es Musik.

„Mein Freund, Du wohnst hier in Deiner Hütte mit Deinen Lieben,“ fuhr er mit merkwürdiger Betonung fort, dann in kräftigem Ton, „aber ich sehe im übrigen ja wohl, wie es um Dich steht. Dein Nachbar sitzt vielleicht in seinem geschützten Hof und ist Inhaber einer sicheren Macht. Er ist der reiche Mann und Du bist der arme Lazarus. Warum?“

Das ist Politik, das ist sogar demokratische Politik — nein, mein Freund — nur die Revolution kann uns erlösen.“

Per lauschte nach und nach ganz hingerissen den Reden des Fremden, denn es floß alles so klar und rein von seinen reinen Lippen.

Der Fremde streckte die Hand aus, als wolle er Hurra rufen und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Ich war dabei, als uns die Stacheln um die Ohren pfliffen und das rote Blut floß. Warum glaubst Du wohl, daß soviel rote Farbe in allen Fahnen der ganzen Welt zu finden ist? —“

„Weil die Sache, für die man kämpft, so hoch steht, daß das rote Blut gern aus dem Herzen hervortrieffeln darf . . .“

Per ward wieder etwas bedenklich.

„. . . Die alten versteinerten Zustände können nur durch die Flammen der Revolution beseitigt werden, auf daß die Erde sich von neuem von innen heraus nach den Gesetzen des Herzens neu ordnen kann, so daß eine neue Erde entsteht, wo Gerechtigkeit und Liebe wohnen, das ist das neue Evangelium! . . .“

Per blickte zu dem Fremden auf. Er sah, wie er sein Haupt erhob, als spreche er zu Tausenden, und wie die Begeisterung seines Inneren sich auf seinen Zügen widerspiegelte.

Es schien Per, als habe er in seinem ganzen Leben noch keinen so schönen Mann gesehen.

„Ich sage jetzt nichts mehr, ich habe keine Zeit; ich muß mich beeilen, ich muß noch weit, weit fort. Aber ich sehe es Dir an, mein Freund, wo Dein Herz ist. Ich habe mich nicht getäuscht. Dein Herz ist in der richtigen Stimmung . . . Jetzt gehe ich zu den anderen, die auf mich warten. Und dann eines Tages kehre ich zurück — mein Freund!“ Er drückte Pers Hand und war verschunden.

Gen Nordosten schritt er, über das Moor, genau so merkwürdig wie er gekommen war; er überwand die Hügel und Höhen so leicht, als würde er getragen.

Es war ein seltsamer Gast.

15.

Per Holt hatte sich den Kopf zerbrochen, bis er schmerzte, um einen Ausweg zu finden.

Er schlief des Nachts so leichten Schlaf, daß man es eigentlich kaum einen Schlaf nennen konnte.

Ihn froh auch unter den Bettdecken, so dünn und verschliffen waren sie nach und nach geworden.

Im übrigen waren es aber die nagenden Gedanken, die ihm niemals Ruhe ließen.

Er schlief, als steckte er in einer frankten, schmerzenden Haut.

Und am Tage war er fast noch trostloser.

Woher sollte er das Brot nehmen?

Es war keine Arbeit für ihn zu bekommen.

Als die Gemeinde das Steinezerkleinern für die Wege der Gemeinde vergeben wollte, hatte der Arbeiterverein, den er gestiftet hatte, anfangs auf zusammengehalten. Aber die Vergabung war aufgehoben worden, und der Hoibyhönig, der Vorsitzender des Gemeinderats war, hatte Hügel-Per und ein par andere Männer dazu veranlaßt, die Arbeit unter der Hand anzunehmen. Der Hoibyhönig hatte den Verein geprengt und es so eingerichtet, daß Per jetzt draußen lag.

Nun war also der stolze Gedanke hier in der Gemeinde zu nichts geworden.

zu nichts geworden.

Warum mußte er auch immer gedemütigt werden, wo doch das Recht auf seiner Seite war, dachte Per. Warum sollte ein Mann, wie der Besitzer vom Hoibyhofe, ein Recht haben, ihn, Per Holt, mit seinen breiten Beinen niederzutreten. Warum?

... Nun — aber ...

Der Bäcker hatte ihm gestern den Kredit gekündigt, und beim Kaufmann würde es wohl auch nicht mehr lange dauern. Per vermochte durch seine Akkordarbeit im Moor im Laufe des Sommers nicht so viel zu verdienen, daß es den ganzen Winter hindurch reichte.

Und nun hatte der Hoibykönig ihm die Gemeinde gesperrt.

Per wollte nun trotzdem einmal versuchen, ob ihm das vollständig gelungen war.

Er wollte alle Höfe und Arbeitsstätten von einem Ende bis zum andern vornehmen, es bei allen versuchen, ganz systematisch.

Per versuchte, seinem zerlumpten Anzug einen etwas besseren Anstrich zu verleihen und begab sich auf den Weg, auf die Suche nach Arbeit.

In dem ersten Hofe haben sie ihn fast an, als hätten sie schon von ihm sprechen hören, — nicht gerade in günstiger Weise. Dort gab es keine Arbeit.

In dem zweiten fragte der Bauer, ob der Tagelohn nach dem Tarif des von ihm gegründeten Vereins bemessen sein sollte. Und dann lachte er. Dort war auch keine Arbeit zu bekommen.

In dem dritten sagte der Bauer sofort: „Also Du bist es, der hier neue Lehren einführen will in der Gemeinde, und der das gute Verhältnis verdirbt. . . Willst Du machen, daß Du aus meinem Hof herauskommst — und das schnell!“ Seine zitternde Hand zeigte nach dem Tor.

In dem vierten Hofe sagte der Bauer kurz und bündig: „Du kannst ja den Bauern entbehren, aber der Bauer kann Dich ebenfalls entbehren!“ (Fortf. folgt.)

Karl Hendell.

Meine Genien sind Lebenslänge
Innerlich ergriffener Natur.

Dieser Dichter, dessen fünfzigstes Lebensjahr sich heute vollendet, hat gerade vor einem Menschenalter den ersten Schritt in die literarische Offentlichkeit getan. Dieser Anfang, mag schon davon nicht viel geblieben sein, war doch mehr als die paar Blätter bedruckten Papiers, die in den meisten Fällen nur ein äußerliches biographisches Datum markieren. Mit einem sozialen Gedicht, voll düsteren Ringens auf dem Glendspflaster der Großstadt, begann als ein noch nicht zwanzigjähriger der Berliner Student Karl Hendell aus Hannover, und dieser Anfang war ein Symptom der Zeit, die wirtschaftlich und politisch voll war von Gewitterwind. Die junge Generation dieser Jahre, nicht bloß die dichterisch gerichtete, fing an aufzuhorchen und unruhig und unzufrieden umherzuschauen. Sie spürte Erschütterung und Auflösung um sich her, Krisen auf allen Feldern des gesellschaftlichen, des persönlichen Lebens, brutale Vergewaltigung des Neuen und trotziges Auflehnen gegen das Alte. Sie erlebte die Zusammenbruchsstimmung der achtziger Jahre, die erfüllt waren von Gedrücktheit, Sturmwühlen und Siegesgläubigkeit. Der Dichter aber, den diese Stimmungen umgestimmt mitrissen, in dem sie auf das stärkste hervorbrachen, war Karl Hendell. Die zweite schwere Hälfte der sozialistengesetzlichen Ära hat ihn zum Rebellen gemacht, und seine Waffe war die Lyrik.

Der Name Hendell steht in den achtziger Jahren in der Reihe der führenden jener jungen Dichterschule, die mit dem spielerischen romantischen Gedusel und Gedudel in der deutschen Dichtung aufzuräumen will. In Berlin sind die Brüder Hart die Köpfe der Bewegung, und Hendell, neben Holz, Hartleben, Maday gestellt, wird zum führenden Draufgänger. Der Lyrik der Zeit soll das Feld erobert werden. Alles Maskieren und Umschleiern der Wirklichkeit soll ein Ende haben. Nur wer die Wirklichkeit dichterisch packen und wiedergeben kann, wird dem Willen der Dichtkunst ehrlich gerecht, und die Gegenwart schreibt nach der Hilfe des Dichters. Alles Leben soll ein Recht auf dichterische Ausmünzung haben, das idealistische Schönheitsideal muß realistisch entthront und umgeformt werden, neue Möglichkeiten des dichterischen Ausdrucks in Sprache und Rhythmus gilt es dem Leben abzugewinnen. Man schreibt das Wort von einer Revolution der Lyrik auf die Kampfabne, und Hendell, den die politische Bewegung der Zeit ergreift, dichtet Lyrik der Revolution.

Das Jahrzehnt von 1884 bis 1894 sah Hendell als frommelschlagenden lyrischen Begleiter des ausnahmegesetzlich vergewaltigten deutschen Proletariats. Er ist der ausgewählte Dichter der Zeit des schmachvollsten Ereignisses des neuen Deutschland, vom Höhepunkt sozialistengesetzlicher Willkür an bis zum Absturz und Zusammenbruch und

durch die Jahre der Nachwehen hin. In Hendells jugendlichen Vächern: Strophen, Amieltruse, Diorama, Trugnachtigall, Zwischenpiel werden dicke Massen sozialer und politischer Lyrik herausgeschleudert. Jung, formwild, unerfunden! Mut fladert auf, anfliegend, niederschmetternd, pathetisch, satirisch. Begeisterung läßt Zukunftsklieder lodern. Empörende Ereignisse des ausnahmegesetzlichen Gewaltregiments werden wichtig in Walladen geformt: so das Einhauen des Polizeifabels auf dem Friedhof, als bei dem Begräbnis eines sozialdemokratischen Arbeiters ein Kranz mit roter Schleife niedergelegt wird; dann die Ausweisung sozialdemokratischer Familienväter am Weihnachtabend. Ein mächtiges Gedicht in freien Rhythmen schildert die aufregenden Episoden des großen Bergarbeiterstreiks von 1889. Und neben den Gedichten der Empörung Gedichte der Satire: das bekannte Lockspiegellied — das Wort Lockspiegel hat Hendell geprägt — das Gedicht auf den Polizeikommissar Fürchtegott Heinrich Unerbittlich, der die Aufgabe hat, in Versammlungsreden immer den Punkt zu finden, der als Anlaß zur Auflösung dienen kann; ungeheure Angriffsklieder sodann gegen das Ausnahmegesetz im ganzen: „Es steht ein Blatt Besärießen im Buch der deutschen Schmach, das muß der Teufel lieben bis an den jüngsten Tag!“

Natürlich wurden diese brandmarkenden Bücher der achtziger Jahre auf den sozialistengesetzlichen Verbotsindex gesetzt. Aber ihren Weg haben die Gedichte, auf die es ankam, gemacht. Und als das Ausnahmegesetz zusammengekracht ist, geht Hendell daran, der Arbeiterschaft eine große künstlerisch bedeutende Anthologie sozialer und politischer Gedichte zusammenzustellen, das „Buch der Freiheit“, das 1893 im Vorwärts-Verlag erschien; und zu mehreren Malen gibt er eine Auslese des dichterisch Besten aus den Vächern seiner jungen Kampszeit heraus: „Gedichte fürs Volks“, „Neuland“.

Den Hendell dieser Jahre wird die deutsche Arbeiterschaft nicht vergessen. Er hat ihr gedient, wie ein Dichter, der die poetische Kraft als Kulturkraft empfindet, ihr dienen kann. Und all die Zeit seither hat er zu denen gehört, die aus fremdsprachlichen Literaturen bedeutende soziale und politische Dichtungen mit Meisterschaft ins Deutsche herüberholen. So wie's nur einer kann, der mit dem Herzblut bei der Sache ist. Das Buch „Weltlyrik“, das vor einigen Jahren herauskam, zeugt davon. Wir dürfen sagen: an Hendells Entwicklung hat die sozialistische Bewegung mit ihren starken Eindrücken wesentlich mitgeholfen. Sie hat ihn aus bürgerlichen Beenglichkeiten auf ein Weltfeld größten Geschehens gerissen. Sie hat ihm den opfermutigsten, ausdauernden Idealismus gezeigt, der aus abgründigen Dunkelheiten emporingt. Die Arbeiterbewegung hat in ihm den Strom des Lebensglaubens entfesselt, ohne den dieses Dichterleben unfrei und unergiebig hätte bleiben müssen.

Die zehn Jugendjahre Hendells sind ein kämpfendes Antozogen gegen die sozialen Schreden und Qualen der Welt gewesen. Ein anderes Bild zeichnen die Vächer der Mannesjahre von zwanzig bis Dreißig. Man kann sie nicht mehr Bücher sozialer Lyrik nennen. Aber es wäre falsch, daraufhin zu sagen, die sozialen Anschauungen des Dichters hätten sich gewandelt. Es ist eigentlich kein Buch dieser zwei Jahrzehnte ohne ein Merkmal geblieben, das deutlich von dem Weiterlodern der jungen roten Flamme zeugt. Immer einmal wieder bricht in starken Rhythmen die gläubige Lust hervor, die der Kulturkampf des Proletariats seit jeher in ihm auslöst. Immer wieder spendet er willig sein anfeuernd tönendes Dichtervort, wenn aus den Reihen der Klassenkämpferischen Arbeiterschaft der Ruf an ihn ergeht, eine Zeitschrift, ein Fest, einen politisch bedeutsamen Tag zu schmücken. Wenn von Wandlungen Karl Hendells gesprochen wird — und der Dichter hat das selbst veranlaßt — so kann darunter nur der Klärungsprozeß verstanden werden, den seine künstlerische Entwicklung zu bestehen hatte. Es war keine Wandlung der denkerischen Auffassung, sondern des künstlerischen Anschauens der Dinge des Lebens.

Hendells künstlerische Art ertrug die naturalistische Tagesnähe nicht, die das einzelne betont und gespiegelt wissen will: weil sie ihn nicht alles sagen ließ, was er empfand. Denn sein Wesen ist idealistisch und braucht die Freiheit der größeren Distanz, der das einzelne zum bauenden Teil eines Allgemeinen wird. In seiner dichterischen Entfaltung drängen sich fortan Höhenstimmungen vor. Er ist ein Dichter, dem die hymnische Feierlichkeit zu allen Stunden im Blute wach ist, und sie liebt die Weltperspektive, aus der sich Zukunftsbildungen und Unendlichkeitswonne lösen. Das künstlerische Ich wird die Kraft, diese Perspektiven zu erobern und zu ordnen. Neben der idealistischen Lyrik der vorgehenden Generation steht Hendell aber als etwas Eigenes. Nicht nur dem Grundton seiner Dichtung nach. Er baut auch mit eigenen Mitteln. Er bewegt sich nicht in abstrakt-pathetischen Höhen, sein Erleben will sich bildhaft greifbar in irdischer Nähe halten, wie sehr auch sein idealistischer Gefühlsbrauch zu monumentalen Massen des dichterischen Ausdrucks aufwächst. In dieser Art steht er da als ein Dichter des großen Lebensgefühls, dem sich die Sehnsucht nach Schönheit in innerer Befreiung seines Menschbewußtseins erfüllt.

Das letzte dichterische Buch Hendells kann als die dokumentarische Fassung dieses Lebensgefühls gelten. Das Buch ist genannt „Mein Lebenslied“. Nur vierzehn Gedichte aus den verschiedenen Lebensphasen enthält es, und Druckschönheit und Bildschmuck — vierzehn Radierungen von Hubert Bism — schließen sich der Stimmung hoher, ernster Weiße an, die von dem dichterischen Inhalt ausgeht. Voran ist ein Gedicht „Verufung“ gestellt. W. das Leben nach außen in gewaltigen Triumpfen der Technik Neuland um

Eine fremdbildige Kunst, nicht wahr? begann mein

Neuland an sich reißt, so erobert die Dichtung das innere Quellenreich des Lebens. Sie hat die Aufgabe, Blut in Wort zu wandeln, und nur auf sich darf sie berufen, nicht auf Lob oder Tadel der Zeit. Schwer ist der Kampf, den die Seele heute zu bestehen hat: „Diese Zeiten sind gewaltig, bringen Herz und Hirn in Not.“ Ruhe wird sie gewinnen im Sintauchen in die heilende Natur. Die Schneenacht, in der „der Tag der Leiden verschneit“ liegt, ist das Symbol ihrer großen Stille. Aber dies Entweichen in die Einsamkeit ist kein entmutigtes Weltflüchten; es ist ein Verlangen, die Schönheit der Welt, die da kommen soll und sich in heimlichem Werden bereitet, klarer zu fühlen: den stillen Festzug der Erfüllung menschheitlicher Wünsche, der herannahet, „unhörbar, unsichtbar der lärmenden Welt.“ Selige junge Schauenskraft ist in diesem lauterer Liede. Die Jugend, die klingende, zauberische, liegt schon in der Ferne; aber sie hat einen treuen Begleiter für alles weitere Dasein geschenkt; der schwingt dem Leben zur Seite und seine Flügel, in wieviel dunkle Wellen sie auch tauchten, schimmern doch von Licht überhaucht. Im Wiesenblühen der Frühlingsnatur verliert der Mut alles graue Krämen und Müdelein; das Leben steigt zu Höhen auf: die Schönheit des Blumenhügels, den der Dichter erklimmt, vollendet sich im Bilde einer hohen Frauengestalt, die seltene, geheimnisvolle Blüten sammelt. Im Anschauen einer schlanken Vase mit weißen Lilien wird er sehnsuchtsvoll eins mit der Unendlichkeit, in der alles herrliche Erfüllung ist. Er sieht auf den Rheinstrom nieder und des Stromes Linie und Bewegung läßt ihn den Gang seines eigenen Lebens empfinden: wenn der Strom aufgeht im breiten Marktverkehr des Tieslandes, immer doch wahr er „der Quellen Sinn“.

Der Kern dieser Dichternatur ist tiefstes Zukunftsvertrauen, das betont nun weitere Gebiete des Buches „Mein Lebenslied“: keine Gefahr braucht uns zu schrecken, immer ist irgendwo ein Licht, das zu neuem Hoffen aufruft. Ein Cherub hat ihm ein Schwert in die Wiege gelegt, das heißt: Ausbarren im wilden Wirbelsturm der Gegenwart, und einen Schild: allmächtiger Liebesglaube, der ihn schirmt und im Sturze noch sichern wird. Denn erhalten und entwickeln will die Natur. In Parfissal-Stimmungen löst das Buch aus, in ein Lied der selbstsicheren Freude, in einen Wehgesang auf „das Reich der stillen Tat“, in ein Sonett, das die „seltene Kraft“ preist, die sich in allem auf sich selbst verlassen kann und, der inneren Stimme vertrauend, sicher schreiten wird. Dies ethisierende Aufschweben führt so weit über die reale Kampfsphäre der Gegenwart empor, daß die Melodie die festen Umrisse einbüßt und vor dem Gehör verschwimmt. Es sind nicht Dichtungen, die die Sprache der Masse haben. Aber unmittelbar vor den Schlußgedichten ist jene lyrische Schöpfung eingefügt, die das Proletariat mit Recht auf sich selbst bezieht, das Gedicht von dem Niesen, der sich nicht duden läßt, der sich schicksalstrohig Bahn bricht und mit gewaltigen Ruden aus dem verachteten Nichts wächst.

Es ist natürlich kein Zufall, daß dies Gedicht an dieser Gypsstelle des Bekenntnisbuches steht. Der große Wille der Natur heißt: kämpfend aufsteigen und siegend vollenden. Und wer als einzelner innerlich wachsen und reifen will, der muß auch diese unbändige Lust haben an dem Leben, das sich aus Druud und Dunkelheiten mit jähem Troste aufredt. Henschell hat sie. In einer selbstbiographischen Skizze schrieb er vor zehn Jahren: „Meine Gesamttenenz ist das poetische Bild der Welt in mir und um mich. Freiheitsgefühl im sozialen und politischen Sinne gehört sehr dazu.“ Dieser Ausdruck kann als Kennwort über den drei Jahrzehnten Henschells Dichtens stehen, bis heute herauf. Nach diesem Worte soll man ihn schähen: den Mann und den Dichter.

Crainquebille.

Von Anatole France.

Ganz beläut vor Entsetzen und Bekümmernis starrte Crainquebille den Schukmann mit seinen armen, alten, sonnengeblendeten Augen an, und mit vor Angst gebrochener Stimme stammelte er: „Ich hätte „Verfluchter Polyp“ gesagt? Ich? Mein Gott, mein Gott!“

Die Verhaftung des Alten wurde von der gaffenden Menge mit Freuden aufgenommen. Das Volk war befriedigt; wie denn die große Menge immer Gefallen an gewalttätigen, unnoblen Schauspielen finden wird.

Nur ein alter Herr mit ernstem, traurigen Gesicht, in einem schwarzen Rocke, einen Zylinder auf dem Kopfe, bahnte sich einen Weg durch die Menge, und indem er sich dem Schukmann näherte, sagte er sehr sanft und bestimmt:

„Sie irren sich, der Mann hat Sie nicht beleidigt.“

„Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten,“ erwiderte der Beamte, jedoch ohne eine weitere Drohung hinzuzufügen, denn er hatte es mit einem gutgekleideten Menschen zu tun.

Der alte Herr beharrte mit großer Ruhe und Hartnäckigkeit bei dem, was er gesagt hatte, und bestand darauf, seine Aussage persönlich bei dem Polizeikommissar zu machen.

Währenddessen jammerte Crainquebille:

„Also das soll ich gesagt haben, „Verfluchter Polyp“, je je je!“

Gerade als er diese Worte hervorbrachte, kam die Schusterfrau auf ihn zu, um ihm die vierzehn Sous zu geben.

Aber der Schukmann hielt Crainquebille beim Kragen, und als die Meisterin das sah, ließ sie das Geld wieder in ihre Tasche gleiten, in dem guten Glauben, daß man einem Menschen, der zur Polizeiwache abgeführt wird, nichts schuldig ist.

Als Crainquebille so seinen Wagen im Stich lassen mußte und sich seiner Freiheit beraubt sah, war es ihm, als sei die Sonne plötzlich erloschen, und ein Abgrund schien sich vor ihm aufzulun.

Ganz verzweifelt murmelte er:

„Ist es möglich — ist es möglich!“

Vor dem Kommissar erklärte der alte Herr, daß er durch die Verwicklung der Fuhrwerke aufgehalten und dadurch Zeuge der Szene geworden sei. Der Schukmann habe den Gemüschändler falsch verstanden, der alte Mann hatte ihn weder beleidigt noch beschimpft. Dann gab er seinen Namen und Wohnung an: Doktor David Matthien, Oberarzt am Krankenhaus von Ambroise Paré, Offizier der Ehrenlegion. Zu anderen Zeiten hätte ein solches Zeugnis den Kommissar genügend über die Sachlage aufgeklärt, aber dazumal waren die Gelehrten in Frankreich verdächtig.

Crainquebilles Verhaftung wurde aufrecht erhalten. Er mußte die Nacht auf der Polizeiwache zubringen und wurde am anderen Morgen im „grünen Wagen“ ins Gefängnis befördert.

Das Gefängnis hatte in seinen Augen weder etwas Schmerzliches noch Erniedrigendes, es erschien ihm als etwas Notwendiges. Bei seinem Eintritt in die Zelle fiel ihm besonders die große Sauberkeit der Mauern und Dielen auf. Er sagte sich: „Höllisch sauber hier, man könnte schlankweg vom Boden essen.“

Als er allein war, wollte er seinen Schemel von der Wand abrücken, aber der war angeschmiebet.

Crainquebille äußerte ganz laut seine Verwunderung darüber: „Sonderbar, sonderbar — auf so was war' ich nie gekommen.“ Dann setzte er sich nieder, drehte die Daumen übereinander und staunte vor sich hin. Er hatte Langeweile und dachte mit Sorge und Betrübniß an seinen Karren, den sie mit Beschlag belegt hatten, und der noch ganz mit Kohl und Rüben, Sellerie, Salat und anderen Gemüsen beladen gewesen war.

Voll Unruhe fragte Crainquebille sich:

„Wo können sie nur mit meinem Wagen geblieben sein!“

Am dritten Tage besuchte ihn sein Advokat, Maître Lemerle, war einer der jüngsten Gerichtsanwälte von Paris und Präsident einer Sektion der französischen, waldrändischen Liga.

Crainquebille versuchte seinen Fall zu erzählen, was ihm keineswegs leicht fiel, denn er fand nur mühsam seine Worte. Vielleicht hätte er es doch fertig gebracht mit ein wenig Hilfe. Aber sein Anwalt schüttelte nur misstrauisch den Kopf zu allem, was er sagte, und indem er in den Papieren blätterte, murmelte er:

„Um, hm, davon sehe ich ja gar nichts in den Akten.“ Dann strich er sich mit einer etwas müden Bewegung über den gepflegten blonden Schnurrbart und sagte:

„Ich rate Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, ein offenes Geständnis abzulegen. Dies System, alles ableugnen zu wollen, ist sehr ungeschickt.“

Von nun an hätte Crainquebille gern gestanden, wenn er nur geduldet hätte, was er eigentlich gestehen sollte.

Der Präsident widmete dem Verhör von Crainquebille ganze sechs Minuten.

Dies Verhör hätte entschieden mehr Licht in den Sachverhalt gebracht, wenn der Angeklagte auf die an ihn gestellten Fragen geantwortet hätte.

Aber Crainquebille war zu unbeholfen im Reden, und außerdem brachte er vor lauter Respekt und Angst kein Wort hervor.

Er schwieg beharrlich, und so gab der Präsident selbst die Antworten, die dann allerdings sehr belastend ausfielen.

Er schloß mit den Worten:

„Also Sie geben zu, „Verfluchter Polyp“ gesagt zu haben.“

Da drang aus Crainquebilles Kehle ein Ton wie verrostetes Eisen und Mirren von Glascherben:

„Ich habe „Verfluchter Polyp“ gesagt, weil der Herr Schukmann „Verfluchter Polyp“ gesagt hat — da hab' ich es gesagt.“

Er wollte zu verstehen geben, daß er bei dieser plötzlichen Anschuldigung in seiner ersten Verblüffung die merkwürdigen Worte wiederholt hatte, die man ihm nun fälschlich in den Mund legte.

Er habe es gesagt, wie er gesagt haben würde: „Ach, ich sollte so etwas wagen, ich? Wie können Sie so etwas glauben?“

Aber der Präsident faßte es nicht so auf.

„Wollen Sie etwa behaupten,“ sagte er, „der Beamte hätte diesen Schmähruf zuerst gebraucht?“

Crainquebille verzichtete darauf, sich verständlich zu machen; es war zu schwierig.

„Sie bestehen nicht auf Ihrer Behauptung, da haben Sie recht,“ schloß der Präsident.

Dann ließ er die Zeugen rufen.

Der Schukmann Nr. 64, mit Namen Bastien Matro, schwor, daß er die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen wolle. Dann machte er folgende Aussage:

„Am 29. Oktober hatte ich nachmittags Dienst in der Rue Montmartre und sah, wie ein Individuum, das mir ein herumziehender Gemüschändler zu sein schien, sich ungebührlich lange vor dem Hause Nr. 328 aufhielt und dadurch eine Verwicklung der Fahrzeuge verursachte.“

Ich gab ihm dreimal den Befehl, weiter zu fahren, aber er hat

es nicht, und als ich ihm darauf drohte, daß ich ihn aufschreiben müßte, da schimpfte er mich „Verfluchter Polyp“, was mir beleidigend erschien.“

Diese gemessene, bestimmte Aussage wurde von den Richtern mit sichtlichem Wohlwollen aufgenommen.

Nur Verteidigung waren Madame Bahard, die Schustersfrau, und Doktor Matthieu als Zeugen geladen worden.

Madame Bahard hatte nichts gesehen und gehört. Der Arzt hatte sich in der Menge befunden, die den Schuhmann umgab, als dieser den Händler ermahnte, weiter zu fahren.

Seine Aussage verursachte einen Zwischenfall. „Ich war Zeuge der Szene,“ sagte er. „Der Schuhmann hat sich verbört, der Mann hat ihn nicht beleidigt. Ich habe ihm das damals gleich gesagt, aber er bestand auf der Verhaftung und veranlaßte mich, meine Erklärung vor dem Kommissar abzugeben, was ich auch getan habe.“

„Sie können sich setzen,“ sagte der Präsident.

„Gerichtsdienere, rufen Sie mal den Zeugen Matra wieder vor.“

„Matra, als Sie die Verhaftung des Angeklagten vornahmen, hat Sie damals der Doktor Matthieu darauf aufmerksam gemacht, daß Sie sich getäuscht hätten?“

„Ja, nämlich Herr Präsident, er hat mich beleidigt.“

„Was sagte er denn?“

„Er hat „Verfluchter Polyp“ gesagt.“

Im Zuschauerraum wurde Lärm und Gelächter laut.

„Sie können zurücktreten,“ beillte sich der Präsident zu sagen, dann wandte er sich ans Publikum und sagte, daß er den Saal räumen lassen würde, wenn noch einmal derartige ungebührliche Kundgebungen laut würden.

Währenddessen suchte der Verteidiger mit dem Rodärmel triumphierend in der Luft herum und alle glaubten, daß Crainquebille freigesprochen werden würde.

Als die Ruhe im Saal wieder hergestellt war, erhob sich der Verteidiger Lemerle.

Er leitete seine Verteidigung mit einem Lob auf die Polizisten ein, auf diese bescheidenen Diener des Gesetzes, die bei einem Mächtigen Gehalt den größten Ermüdungen und fortwährenden Gefahren ausgesetzt seien und täglich ihren Heldennut beweisen müßten.

„Es sind meist alte Soldaten,“ sagte er, „die Soldaten geblieben sind, Soldat — das sagt alles!“

Und Maître Lemerle erging sich in den höchsten Betrachtungen über militärische Tugenden. Er gehöre zu jenen, sagte er, die nicht zuließen, daß man die Armee beleidige, denn auch er gehöre ihr an und sei stolz darauf.

Der Präsident nickte billigend mit dem Kopfe.

Maître Lemerle war in der Tat Reserveroffizier. Er fuhr fort: „Nein, sicherlich, ich verkenne nicht die bescheidenen und doch so unschätzbaren Dienste, die unsere Schuhmannschaft Tag für Tag unserem waderen Volke leistet. Und niemals hätte ich eingewilligt, die Verteidigung zu übernehmen, wenn ich in Crainquebille den Verräter eines alten Soldaten gesehen hätte.“

Man beschuldigt den Angeklagten, gesagt zu haben „Verfluchter Polyp.“

Der Sinn dieser Worte unterliegt keinem Zweifel. Wenn Sie ein Fargon-Wörterbuch zur Hand nehmen, so finden Sie „Verfluchter Polyp“: Spitzname für Polizist.

Wie wir alle wissen, ist der Polyp ein amphibisches Ungetüm, das hierig seine Fangarme nach allen Richtungen ausstreckt.

Man gebraucht diesen Spitznamen in gewissen Kreisen.

Aber die Frage ist die: — wie hat Crainquebille es gesagt und vielmehr — hat er es überhaupt gesagt? Meine Herren, erlauben Sie mir, das zu bezweifeln. (Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Aus dem Leben.

August Bebel und Karl Hendell. Von Karl Hendell erscheint in diesen Tagen im Münchener Hans-Sachs-Verlage ein Prosabuch: „Lyrik und Kultur. Neue Vorträge zu Leben und Dichtung.“ In einem dieser temperamentvoll gefaßten Vorträge — der erste durchstreift die deutsche soziale Dichtung — erzählt Hendell einiges aus seinem Leben und kommt dabei auch auf ein Zusammentreffen mit August Bebel zu sprechen. Hendell, der damals gleich Bebel in Zürich wohnte, hatte sich für einige Zeit ganz in seine Arbeiten versenkt und war dadurch für einige Zeit „der Welt abhanden gekommen“. „Eine kleine wahre Anekdote,“ erzählt Hendell, „beleuchtet wohl am besten dieses zeitweilige Injischeligzurückziehen vom öffentlichen Weien. Es mochten mir wieder ein paar ganz zeitungslöse Tage vergangen sein, da fuhr ich mit August Bebel auf einer der kleinen Züricher See-„Schwalben“ heim nach Kitznacht. Ich fragte, indem ich mir einen gerissnen Nud zur Tageswirksamkeit gab, den temperamentvollen Korkämpfer des deutschen Sozialismus völlig harmlos und abnunglos, was es Neues in der Welt gebe. Me werde ich den Ausdruck halb verblüfften, halb mitleidigen Staunens vergessen, der sich in Bebel's

Gesicht malte, während er mit kurzer Gessie die Worte hervorstieß — und er sah mich dabei an, als wenn er mir den obersten Bestenknopf abbrechen müßte: „Mensch, wo leben Sie eigentlich?“ Worauf ich vorläufig nur platterdings erwidern konnte: „So viel ich weiß, in Ihrem Hause...“ Es war allerdings hart, diese Weltverlorenheit dem bedeutenden Ereignis gegenüber, das mich in dem Moment erst treffen sollte, und doch auch wieder von eigentümlichem Reiz: zuerst aus Bebel's Mund erfuhr ich Bismarck's Tod. Seither hielt mich Bebel im stillen sicher für einen rettungslosen „Eingänger“. Uebrigens verstand sich die vollstümlichste unserer politischen Persönlichkeiten auch gar nicht übel auf intime Idyllen. Das bewies schon die Anlage seines Hauses am See nach der Lösung „bebaglich und schön“, und es wirkte auf mich menschlich besonders harmonisch, wenn ich den grimmen und sühnen Kämpfer der öffentlichen Arena etwa eine selbstgepflanzte Edelrose seines Gartens mit zarter Aufmerksamkeit dem schöneren Geschlecht überreichen sah. Oder wenn der Bewältiger der Großstadtmassen frühmorgens in aller Stille sein Boot „Vorwärts“ am Badehäuschen von der Kette löste und ganz allein oder mit seinem kleinen Enkel kräftig in den morgenleuchtenden, sonnendampfenden See hinausruderte. Bebel trug auch ein Dichterberg in der Brust und konnte mit Goethe und Gottfried Keller fühlen...“

Aus dem Tierleben.

Rehren die Zugvögel zur alten Heimat zurück? „Amsel, Drossel, Fink und Star“ und viele andere Zugvögel, die das Lied nicht ansührt, sind längst wieder da, und tagtäglich lehren weitere zur alten Heimat zurück. Zur alten Heimat? Ist das auch richtig? Bis vor wenigen Jahren hat man hierüber nichts Bestimmtes sagen können, denn dem Menschen erscheint eine Schwalbe wie die andere, ein Storch wie der andere. Aber seitdem man Vögel beringt, um die Zugstrahlen festzulegen und Winterquartiere und Brutstätten festzustellen, kann man auch die Frage beantworten, ob unsere Zugvögel zur alten Heimat zurückkehren. Aus einer Uebersicht über die jüngsten Ergebnisse des Ringversuches, die Dr. Friedrich Knauer in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ veröffentlicht, erfährt man, daß für eine ganze Reihe von Vögeln die Rückkehr zur alten Heimat nachgewiesen ist. So hat die ornithologische (Vogelkunde-) Zentrale in Budapest erfolgreiche Ringversuche mit Starren gemacht. Im Jahre 1913 erhielt sie sieben Rückmeldungen über Stare, die als Restlinge in Zabarua beringt worden waren. Einige der ungarischen Stare wurden in Tunis von Eingeborenen erlegt, andere in Italien aufgefunden und so scheint festzustehen, daß der Zug der Zabarua-Stare nach Italien geht und im tunesischen Winterquartiere endet. Weiter hat sich ergeben, daß Angehörige dreier verschiedener Jahrgänge dasselbe Winterquartier aufgesucht haben, daß die Jungen mit den Eltern zusammenbleiben und mit an ihnen den Geburtsort zurückkehren. Zum ersten Male ist jetzt auch nachgewiesen, daß der Hausrotschwanz an die alte Brutstelle zurückkehrt. In Oberdorf (Oberösterreich) ist am 11. Juni des vergangenen Jahres ein Hausrotschwanz an der gleichen Stelle nistend vorgefunden worden, wo er ein Jahr vorher mit einem Ringe bezeichnet worden war.

Für die Rauch- und Rehschwalbe haben die Ringversuche das gleiche Ergebnis gezeitigt. In Libeszenbü wurde am 16. Juni 1908 ein Rauchschwalbenpärchen beringt. Am 4. August 1911 fand sich eine der beringten Schwalben im gleichen Neste, allerdings hatte sie einen anderen Ehegefährten, der um gleichfalls beringt wurde. Dieses Tier wurde am 23. Juni 1912 im selben Neste vorgefunden. Die erforschte Schwalbe hat 1913 ihr altes Nest wieder aufgesucht, ihr beringter Ehegefährte aber konnte nicht eingefangen werden. Ein anderes Rauchschwalbenpärchen hat, wie der Ringversuch bewiesen hat, zwei Jahre hintereinander dasselbe Nest innegehabt, und es ist festgestellt, daß Schwalben sechs oder vier Jahre ihrem Neste treu geblieben sind. Bei den Ringversuchen an weißen Störchen hat die Vogelwarte Rossitten neuerdings schöne Erfolge gehabt. Im Jahre 1912 sind 16 Rückmeldungen von beringten Störchen eingelaufen und diese zeigen, daß die norddeutschen Störche von ihren südlichen Winterquartieren in ihr engeres Heimatgebiet und oft in die unmittelbare Nähe ihres heimatlichen Nestes zurückkehren, und zwar schon im ersten Jahre. Am 27. Juni 1913 ist es auch zum ersten Male (in Seligenfeld bei Königsberg) gelungen, einen beringten Storch am Horste wieder zu erbeuten. Es konnte festgestellt werden, daß der Storch genau fünf Jahre vorher etwa 7,5 Kilometer von der Stelle, wo man ihn erbeutete, beringt worden war. Für Rehschwalben hat Harald Louden in der Nähe von Wolmar nachgewiesen, daß diese Vögel in ihre Heimat zurückkehren. Für den Purpurreiher und den Nachtreiber haben die Versuche der ungarischen Vogelwarte bewiesen, daß diese Vögel in ihre Brutkolonien zurückkehren. Es ist zu wünschen, daß die Beringungsversuche in noch größerem Maßstabe fortgesetzt werden, damit auch über andere Zugvögel Aufschlüsse dieser Art gewonnen werden. Einen wichtigen Schritt in dieser Richtung hat Dr. Heilbad jüngst getan, indem er seine Schüler im Winter Vogel-fütterungen anstellen und im Frühjahr unter seiner Aufsicht Vögel fangen und beringen ließ. Dabei handelte es sich freilich um Stand- und Strich-, nicht um Zugvögel.